

BUCHBESPRECHUNGEN

- Eric Voegelin: *Die Krise. Zur Pathologie des modernen Geistes.*
(Harald Bergbauer)..... 493
- Sharp, Gene: *Von der Diktatur zur Demokratie. Ein Leitfaden für die Befreiung.*
(Bernd Malunat)..... 496
- Voigt, Rüdiger: *Krieg ohne Raum – Asymmetrische Konflikte in einer entgrenzten Welt.*
(Eva Strickmann)..... 497
- Mushaben, Joyce Marie: *The Changing Faces of Citizenship. Integration and Mobilization Among Ethnic Minorities in Germany.*
(Werner Weidenfeld)..... 500
- Seibold, Günter: *Der ideale Körper: Philosophische Reflexionen über die Machtergreifung der Körpertechnologien.*
(Hans-Willi Weis)..... 501
- Angermüller, Johannes: *Nach dem Strukturalismus. Theoriediskurs und intellektuelles Feld in Frankreich.*
(Holger Zapf)..... 502
- Judson, Pieter M: *Guardians of the Nation. Activists on the Language Frontiers of Imperial Austria.*
(Richard Saage)..... 503

Eric VOEGELIN: *Die Krise. Zur Pathologie des modernen Geistes*, Reihe Periagoge, hrsg. v. Peter J. Opitz, München: Wilhelm Fink Verlag, 2008, 442 S., 59 EUR

Eric Voegelin zählt zu den großen Gestalten der politischen Theorie des 20. Jahrhunderts. Seine Lehrtätigkeit zwischen 1942 und 1958 an der »Louisiana State University« in Baton Rouge (USA) sowie sein anschließendes Wirken am Lehr-

stuhl für Politische Wissenschaften der Universität München zwischen 1958 und 1969 haben nicht nur in den USA und in Deutschland zahlreiche Studenten in seinen Bann gezogen, auch das umfangreiche wissenschaftliche Werk Voegelins beschäftigt in diesen (und anderen) Ländern eine stattliche Anzahl qualifizierter Wissenschaftler und Forscher. Der Abschluss der 34 Bände der *Collected Works of Eric Voegelin* in den USA geht ebenso auf das große Interesse an seinem Denken zurück wie die deutsche Neuauflage der beiden Werke *Die politischen Religionen* (urspr. 1938) und *Die neue Wissenschaft der Politik* (urspr. 1952) sowie die sehr lebenswerte Übersetzung der umfangreichen Studie über *Ordnung und Geschichte* in zehn Bänden.

Eric Voegelin setzte sich intensiv und umfassend mit verschiedenen Aspekten der menschlichen Geschichte auseinander, um anhand ihrer Antworten auf Fragen zu finden, die insbesondere die Ereignisse und Entwicklungen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts aufwarfen. Ein auf Deutsch bislang unveröffentlichter Text von Voegelins geistesgeschichtlichen Studien, die in der achtbändigen *History of Political Ideas* im Rahmen der *Collected Works* erschienen sind, liegt nun unter dem Titel *Die Krise. Zur Pathologie des modernen Geistes* vor. Voegelin analysiert darin die Merkmale und Besonderheiten der modernen Entwicklung, die entweder von herausragenden Theoretikern erdacht und dann auf den Weg gebracht wurden oder von ihnen theoretisch durchdrungen und anschließend auf den Begriff gebracht worden sind. Im Zentrum der Untersuchungen steht der Zeitraum vom 18. bis ins 20. Jahrhundert. In dieser Spanne aber erschöpft sich die Moderne keineswegs. Im Gegenteil: Bereits seit dem 13. Jahrhundert bahnen sich in Europa Entwicklungen an, die als entfernte Bedingungen der Ereignisse der vergangenen drei Jahrhunderte in Betracht gezogen werden müssen.

Das 13. Jahrhundert ist für Voegelin insofern bedeutend, als sich bereits hier eine Welt von Stimmungen, Institutionen und Ideen zu entfalten beginnt, die die Struktur des imperialen Christentums auszuhöhlen drohte. In der Charakteriologie

des John of Salisbury und im Spiritualismus der Hl. Franziskus kommt dies ebenso zum Ausdruck wie im Pathos der Herrschaft Friedrichs II oder in der Idee der innerweltlichen Ordnung, die von lombardischen Anwälten entwickelt worden war. Die seit dem 13. Jahrhundert entstehenden Sektenbewegungen der Katharer, Bogumilen, Waldenser u.a. sind ebenfalls ein Hinweis auf eine Aufbruchszeit, die erst im 16. Jahrhundert deutlich sichtbar wurde. Voegelin bezeichnet die Zeit zwischen den ersten Regungen des Epochenbewusstseins im 13. Jahrhundert und dem Ausbruch der Massenbewegungen drei Jahrhunderte später als »gesellschaftliche Inkubationszeit« (S. 25), da in dieser Zeit etwas entstand, das erst Jahrhunderte später den Geist der Moderne bestimmen sollte. Die Spannung zwischen diesen unterschiedlichen Kräften entlud sich in der Reformation, die zum einen die Auflösung der mittelalterlichen Institutionen bewirkte und zum anderen die Entstehung einer Pluralität von Kirchen und von souveränen Staaten zur Folge hatte. Die Zerstörung der institutionellen Einheit der Christenheit schuf ein buntes Feld von innerweltlichen gesellschaftlichen Kräften, die in Gestalt von Kooperationen und Konfrontationen die Geschichte bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts kennzeichnete. Mit dem Frieden von Utrecht im Jahre 1713 wurde in der westlichen Welt das Gleichgewicht der Mächte akzeptiert und die öffentlichen Kräfte von Kirche und Reich endgültig durch neue Gemeinschaftssubstanzen ersetzt. Parallel zu diesen realpolitischen Umbrüchen entwickelte sich eine Vielfalt von Ideen, die die neuartige Weltstimmung theoretisch untermauerte: Voegelin erwähnt in diesem Zusammenhang erstens die Idee der Menschheit, die auf der Annahme einer für alle gleichen menschlichen Natur basiert, zweitens die Idee der »Christianitas« als zivilisatorischer Einheit des Westens im Gegensatz zu den nichtwestlichen Zivilisationen und drittens die Idee einer Natur des Menschen jenseits des Streits der Konfessionen, die interessanterweise unter Rückgriff auf die Naturauffassung der Stoa zustande kam.

An der Schwelle vom 17. zum 18. Jahrhundert entstand das Bewusstsein, dass mit der Auflösung des Monopols des Katholizismus und der Schwächung des Reichs eine Epoche zu ihrem Ende gekommen war und sich eine neue Situation formierte, die eine geistige und intellektuelle Neuorientierung erforderlich machte. Philosophen, Lite-

raten und Historiker machten sich ans Werk, um dieses Bedürfnis nach Neu- und Umorientierung zu befriedigen. Voegelin greift aus dem breiten und flachen Pool der Weltanschauungsleferanten Bossuet, Voltaire, Helvetius, d'Alembert, Turgot, Condorcet, Comte, Bakunin und Marx heraus. Sie füllten die drei europäischen Universalkonzepte des »imperiums«, der »Vernunft« und des »Geistes« mit neuem Inhalt und verhinderten damit erfolgreich einen »Rückfall« in vergangene Zeiten. Das Konzept des »imperiums« wurde durch den Aufstieg einer Vielzahl nationaler Reiche untergraben, was die Entwicklung des Völkerrechts als Friedensinstrumentarium erforderlich machte; die Etablierung eines säkularisierten autonomen Bereichs der Politik verdrängte die geistig-weltliche Ordnung der christlichen Menschheit. An die Stelle der menschlichen Vernunft, als deren Kennzeichen stets die Transzendentenzfähigkeit von Raum und Zeit galt, rückten die genannten »Meisterdenker« den kalkulierenden Verstand; machte sich diese Tendenz bereits im Nominalismus und Averroismus des Spätmittelalters bemerkbar, so erfuhr sie massive Unterstützung durch den Siegeszug der neuzeitlichen Naturwissenschaften und die Neuinterpretation des Naturgesetzes seit dem 17. Jahrhundert. Die geistige Dimension menschlichen Lebens schließlich wurde mit der Schwächung der katholischen Kirche im Zuge der Säkularisierung und der Infragestellung ihrer Autorität weitgehend für irrelevant erklärt; ein ungeheuerlicher Prozess der geistigen Zerstörung und der Entspiritualisierung des menschlichen Lebens brach sich Bahn und schuf völlig neue Bedingungen für die Menschen seit dem 18. Jahrhundert. Die aus der Konfrontation zwischen Kirche und Staat hervorgegangene siegreiche weltliche Macht drängte die geistige Institution in die Privatsphäre der Menschen hinab, was eine (ungewollte) Respiritualisierung der öffentlichen Sphäre in Form von Nationalismus, Humanitarismus, Biologismus sowie liberalem und sozialistischem Ökonomismus zur Folge hatte.

Voegelin geht auf diese Entwicklungen detailliert anhand der Analyse der genannten Autoren ein. Er kritisiert im Falle d'Alemberts, dass der Mensch hier seiner Eigenschaft als »*bios theoretikos*« beraubt und auf die utilitaristische Ebene eines »*homo faber*« reduziert wurde. Auch bei Voltaire konstatiert Voegelin die Trennung der Prinzipien der Ethik von ihren geistigen Wurzeln und

kritisiert die Empfehlung, die Verhaltensregeln durch die Standards gesellschaftlichen Nutzens bestimmen zu lassen. Sein Urteil über Utilitarismus und Positivismus ist denkbar hart: „Diese Reduzierung des Menschen und seines Lebens auf die Ebene utilitaristischer Existenz ist das Symptom des kritischen Punktes der westlichen Zivilisation durch die Atrophie der intellektuellen und spirituellen Substanz des Menschen. In der progressivistischen, positivistischen Bewegung seit Mitte des 18. Jahrhunderts wie auch bei den Anhängern dieser Bewegung bezeichnet der Begriff *Mensch* nicht mehr den reifen Menschen der humanistischen und christlichen Tradition, sondern nur noch das verkrüppelte, utilitaristische Fragment“ (S. 143). Im Hinblick auf Comtes Dreistadiengesetz, dem zufolge die Menschheit zuerst das Stadium der Religion und dann das der Metaphysik durchlaufen habe, um schließlich im Stadium der positiven Wissenschaft zu enden, urteilt Voegelin ausgewogen: Das Schema habe bei oberflächlicher Betrachtung ein gewisses Maß an Plausibilität, doch verkenne Comte völlig den Charakter von Religion und Metaphysik als vollwertiger Wissenschaften und sehe in der von ihm propagierten positiven Wissenschaft nichts als ein „Instrument für die Herrschaft des Menschen über die Natur“ (S. 287). Sein Anspruch jedoch, das alte System der Wissenschaften durch ein neues zu ersetzen, das als Hebel für die Neuorganisation der Gesellschaft wirken werde, mache ihn zu einem machtbesessenen Gnostiker und unerträglichen „Hohepriester der Humanität“ (S. 272). Während Bakunin mit seinem Ziel der Zerschlagung der herrschenden Ordnung, dem kein positiver Ordnungsentwurf gegenübersteht, von Voegelin als Repräsentant von „Satanismus und Nihilismus“ (S. 291) in Erscheinung tritt, schwankt sein Urteil über Marx zwischen Verdammung und Mitleid. Das Scheitern des Ziels der Errichtung des »Reiches der Freiheit« in der Revolution von 1848 verwandelt Marx vom Führer der Revolution zum Geburshelfer der Revolution; diese »Akzentverlagerung vom Endziel der Revolution auf die Taktik ihrer Vorbereitung« (S. 365) stelle eine erste »Entgleisung« in der Geschichte des Marxismus dar, der mit dem deutschen Revisionismus, dem russischen Kommunismus und dem russischen Imperialismus weitere Entgleisungen gefolgt seien. Die Ursache für diese Entwicklungen sieht Voegelin dabei nicht nur in »intellektueller Unredlichkeit«

von Marx, sondern in einer Pneumopathologie (Erkrankung des Geistes) und Ideophobie (Furcht vor Ideen), die sich in seiner Ablehnung der Philosophie und der Verweigerung der Erkenntnis der Menschennatur auch nachweisbar Ausdruck verschaffen.

Voegelin präsentiert in dem von Peter J. Opitz herausgegebenen und von engagierten Mitarbeitern des Eric-Voegelin-Archivs bearbeiteten Werk ein eindrucksvolles Panorama der Moderne. Bemerkenswert ist nicht nur sein tiefer Griff in die Philosophiegeschichte zur Illustration der langfristigen Anbahnung neuzeitlicher Positionen und Institutionen, sondern auch seine originelle Interpretation der ausgewählten Theoretiker. Sicher darf man beanstanden, dass mit den für Voegelin maßgeblichen Repräsentanten eine eigenwillige Auswahl getroffen wurde: Weshalb sind z.B. nicht Descartes, Hobbes, Locke, Kant, Hegel, Nietzsche, Heidegger u. a. dargestellt worden? Und: Setzt Voegelin bei der Interpretation der ausgewählten Theoretiker seine Akzente nicht etwas einseitig auf die Beachtung des menschlichen Transzendenzbezuges? Doch selbst wenn man diese und andere Mängel gebührend berücksichtigt, darf man die Originalität und Interpretationskraft Voegelins nicht in Abrede stellen. Voegelin schwimmt nicht im breiten und flachen Strom der durchschnittlichen Politik- und Geschichtsphilosophen. Voegelin ist höchst originell: Er stellt ebenso gerne wie regelmäßig die gängigen Interpretationsschemata der Philosophenschar in Frage, die beispielsweise die Moderne mit Descartes beginnen lassen und in der Säkularisierung eine Befreiung des Menschen sehen. Und Voegelin ist tief: Er nimmt seinen Ausgang von der Multidimensionalität des Menschen, die dessen Reichweite vom Materiellen bis ins Geistige Ernst nimmt, und misst am Maßstab dieses ganzheitlichen Menschenbildes die Leistungen bzw. Fehlleistungen der Repräsentanten der philosophischen Tradition. Sein Abweichen vom Pfad der Mehrheitsmeinung der traditionellen Philosophen mag zuweilen irritierend wirken; oft aber vermittelt es grundlegende klassische Einsichten und immer ist es erfrischender Anstoß zum eigenen Nachdenken, das schließlich den Kern wahren Philosophierens darstellt.

Harald Bergbauer

Gene SHARP, Von der Diktatur zur Demokratie. Ein Leitfaden für die Befreiung; aus dem Englischen von Andreas Wirthensohn, München: C. H. Beck 2008, 119 S., 9,95 EUR.

In den 1980er Jahren hatte das Thema hierzulande Konjunktur. Man wollte die Fehler der 68er-Bewegung, und was daraus geworden war, nicht wiederholen – und baute auf gewaltfreien Widerstand (*civil disobedience*). Die Objekte des Widerstandes waren Nachrüstung, Wiederaufbereitung oder atomare Zwischen- und Endlager – das ganze tödliche Teufelszeug also. Es waren Auseinandersetzungen mit der Staatsmacht, mit Entscheidungen also, die mehr oder minder korrekt im demokratischen Procedere gefällt worden waren oder noch bevorstanden. Mit dieser von den förmlich legitimierten Instanzen initiierten Politik waren große Teile der Bevölkerung allerdings ganz und gar nicht einverstanden. Die Zeit der Bürgerinitiativbewegung begann, die Zeit, als sich aus vielen »bunt-alternativen Listen« allmählich die grüne Partei entwickelte.

Nun, kaum dreißig Jahre später, kommt ein dünnes Bändchen auf den Markt, das sich müht, mit diesem Thema erneut zu reüssieren. Der gewaltige Unterschied besteht allerdings darin, dass sich Widerstand nicht gegen irgendwie demokratisch gefallte Entscheidungen richtet, sondern gegen alle hässlichen Diktaturen weltweit, die ihre Bürger auf unterschiedlichste Weisen unterdrücken, foltern, morden.

Diesen gravierenden Unterschied verwischt der Autor bis zur Unkenntlichkeit. Sein unermüdliches Plädoyer für Gewaltlosigkeit gegen all' die hässlichen Fratzen dieser Welt imaginiert, dass dieser Kampf mehr oder minder nach den Möglichkeiten gefochten werden kann, die unter den Bedingungen von Demokratie gelten. Außer so selbstverständlichen demokratischen Widerstandshandlungen wie Plakaten, Flugblättern, Demonstrationen, Verweigerung der Zusammenarbeit usw. usf., predigt der Autor dann fast schon desperate Erwartungen, dass aufgrund derartiger Maßnahmen vielleicht auch gleich die öffentliche Verwaltung, die Polizei und sogar das Militär, also die expliziten Stützen beinahe aller Diktaturen, auf die Seite der Widerständler wechseln könnten. Dies ist ein leichtfertiges Spiel mit der Freiheit, der individuellen, sozialen und ökonomischen Existenz bedauernswert und bewunderungswürdig-

ger Menschen, aus einem weichen Sessel des selbstgegründeten Albert-Einstein-Instituts im fernen Boston. Da hilft dann auch nicht, dass sich die Schrift durch ein Maximum an Relativierungen, man könnte auch sagen: an Selbst-Zweifeln auszeichnet, und auch nicht der verschämte Vermerk, dass der Kampf lange dauern und viele Tote kosten könnte.

Sharp nennt dieses Sammelsurium – zwischen selbstverständlichen bis bizarren Ideen herumirrender Vorschläge – eine »grand strategy«, die jedem Widerstand zugrunde liegen müsse. Der Begriff, so selbstverständlich er inhaltlich sein sollte, scheint mir das einzige Innovative der ganzen Schrift zu sein, die sich trotz eines Kataloges von exakt 198 »Methoden gewaltlosen Vorgehens« (S. 101 ff.), nur durch gebetsmühlenhafte Wiederholungen auszeichnet. Natürlich versteht sich der Autor – unausgesprochen – selbst als der »große Strateg« par excellence.

Dieses schmalbrüstige Bändchen wird zum »Lehrbuch zum gewaltfreien Sturz von Diktaturen« und »zum Klassiker der Widerstandsliteratur« stilisiert, das »ursprünglich für die Demokratiebewegung in Myanmar (Birma) geschrieben« wurde, verrät der Klappentext. Das suggeriert ein ganz klein wenig, man könne den Sturz von Diktaturen gewaltfrei mal eben in einem Kurz-Seminar erlernen. Dass das sehr leicht in die eben doch zu kurzen Hosen gehen kann, zeigt das Beispiel Myanmars. Die Birmesen haben dafür bitter bezahlt, wie am Verhalten der Junta nach dem Zyklon Nargis selbst hierzulande miterlitten werden musste.

Diesen »Essay«, so der Autor selbst, sachlich zu kritisieren, ist nicht angebracht; dazu diskreditiert er sich selbst zu deutlich. Zu kritisieren bleibt aber wohl, dass eine Schrift, die bereits 1993 (oder sogar schon früher?) im Original erschien, zumindest zu aktualisieren ist, auch wenn es sich um eine Übersetzung bloß für das deutsche Publikum handelt. Was Computer, Internet und Twitter heute für Widerstandsbewegungen bedeuten, vermochte der Autor, in der grauen Vorzeit seiner substanzlosen Abhandlung, noch nicht einmal zu erahnen.

Bernd M. Malunat

Rüdiger VOIGT: *Krieg ohne Raum – Asymmetrische Konflikte in einer entgrenzten Welt. Staatsdiskurse, Band 2*. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2008. 315 S., 42 EUR.

Die Kriegsforschung ist im deutschsprachigen Raum lange vernachlässigt worden und konnte sich in den vergangenen Jahren nur sehr zögerlich entwickeln. Nach wie vor wird diesem Forschungsgebiet mit großer Zurückhaltung, Unverständnis oder Ablehnung begegnet und der Aufbau von Forschungseinrichtungen, die sich explizit mit dem Phänomen ›Krieg‹ auseinandersetzen, gestaltet sich als schwierig. Wer sich mit Konfliktpotenzialen und Konfliktlinien, Strategien von Konfliktparteien und der Eskalation von Gewalt in verschiedensten Formen auseinandersetzen will, scheint in den USA oder in Großbritannien besser aufgehoben zu sein. Dort haben sich die interdisziplinären Studiengänge War Studies und Strategic Studies seit Jahrzehnten etabliert, zudem wird die Forschung durch eine Vielzahl von Think Tanks und universitären Einrichtungen vorangetrieben. Es ist nachvollziehbar, dass sich Deutschland im Vergleich schwerer tut. Die deutsche Zurückhaltung lässt sich durch unterschiedliche Erfahrungen, Wahrnehmungen, Wertvorstellungen und Interessen erklären – auch die Theorieansätze der *Strategic Culture*, die diese Faktoren untersuchen, wurden übrigens in Großbritannien und den USA entwickelt. Dennoch ist es wenig hilfreich, vor Kriegen und Konflikten die Augen zu verschließen und sich stattdessen ausschließlich dem Bereich der Friedensforschung zu widmen: Krieg ist eine Realität, der wir uns stellen müssen und deren Dynamik wir begreifen müssen. Ein langfristiger Beitrag zum Frieden kann nur dann erbracht werden, wenn die Ursachen von Kriegen verstanden werden und sich Maßnahmen zur Beilegung des Konfliktes daran orientieren. Rüdiger Voigt liefert mit seinem Werk *Krieg ohne Raum* einen äußerst wichtigen Beitrag zur deutschsprachigen Kriegsforschung. Er erfüllt seinen Anspruch, den Zusammenhang von Staat, Krieg und Raum systematisch zu untersuchen und damit eine Lücke in der Forschung zu schließen. Dies ist kein leichtes Unterfangen, da eine Fülle von Themen angesprochen wird und einige Aspekte nur eine kurze Beachtung finden können. Dennoch bietet Voigt in sieben Kapiteln einen umfassenden Überblick und bringt die Diskussion zum Stand der

Kriegsforschung um einen großen Schritt voran. In einem multidisziplinären Ansatz verwendet der Autor Elemente der politischen Theorie, Philosophie, Rechtswissenschaft, Psychologie und Soziologie, sucht immer wieder den historischen Vergleich zu aktuellen Entwicklungen und liefert dadurch verschiedene Bausteine für eine moderne Kriegsforschung. Die jeweiligen Thesen, durch die Voigt zuweilen gezielt provoziert, werden durch zahlreiche Beispiele unterlegt. Des Weiteren tragen viele Schaubilder dazu bei, dass komplexe Sachverhalte anschaulich dargestellt werden und der Leser in der Gesamtstruktur den Überblick behält.

In einem ersten Teil (›Krieg ohne Raum?‹) ordnet der Autor die verschiedenen Begrifflichkeiten und grenzt Krieg, Konflikt und Gewalt voneinander ab. Unter Bezugnahme auf die Theorien von Clausewitz und Sun Tsu wird auf das dynamische und komplexe Wesen des Krieges hingewiesen. Dadurch wird der Leser für die Schwierigkeit sensibilisiert, sich dem Phänomen Krieg theoretisch zu nähern. In Anlehnung an Clausewitz wird ein wichtiges Merkmal des Krieges einführt: die Wechselseitigkeit der Gewaltanwendung zur Durchsetzung eines rationalen Zwecks. Gewalt wird ›erst dadurch zum Kampf, dass sich die Unterdrückten zur Wehr setzen‹ (S. 46). Nach der Erörterung dieser Begrifflichkeiten erklärt Voigt, in welchem Rahmen Kriege geführt werden und widmet sich dem Zusammenhang von Krieg und verschiedenen Raumdimensionen. Er betont, dass Staaten und ihr Territorium an Bedeutung und Legitimität verloren haben, da das staatliche Gewaltmonopol deutlich geschwächt wurde, Grenzen durchlässig geworden sind und das Staatsgebiet kaum noch vor transnationalen Risiken geschützt werden kann (›Deterritorialisierung‹). Voigt thematisiert die regionale Ausbreitung von Kriegen und die Bedeutung des Weltraums (›Raumgewinn‹). In einem zweiten Unterkapitel werden die interdisziplinären Bausteine der Kriegsforschung vorgestellt und die verschiedenen Tradition der Friedensforschung, der Kriegsursachenforschung, der Sicherheitspolitik, der strategischen Studien und der Militärgeschichte diskutiert. Voigt plädiert für eine ›Wiederbelebung der Kriegsforschung in Deutschland‹ (S. 50) und zeigt, dass dabei auch auf ›ältere deutsche Traditionslinien (vor allem auf Clausewitz) zurückgegriffen werden sollte, ohne freilich den neu-

esten Stand der im Ausland betriebenen Militär- und Kriegswissenschaft (...) aus dem Auge zu verlieren« (S. 51).

Im zweiten Teil (»Krieg und Politik«) geht Voigt der Frage nach, ob Krieg nach wie vor ein Instrument der Politik sei oder als eine Art »Naturereignis« verstanden werden müsse, gegen das man wenig ausrichten könne. Er widmet sich dann im ersten Unterkapitel der Frage, wie Kriege in der Bevölkerung wahrgenommen werden. Anhand des Ersten Weltkrieges wird gezeigt, dass »Krieg mit ansteigendem Entwicklungsniveau nicht obsolet wird« und »oft als Identität stiftende Kraft«, »Schule der Männlichkeit« (S. 61) oder berauschendes Erlebnis empfunden wird. Am Beispiel des Vietnamkrieges erklärt der Autor, wie Kriege aber auch als »schmutzige Angelegenheiten« oder »Alptraum« (S. 63) erlebt werden können. Im zweiten Unterkapitel wird der Zusammenhang zwischen Staat und Kriegsmaschine thematisiert und betont, dass eine Einheit zwischen beiden Elementen nicht selbstverständlich ist. Die Einheit wurde im Verlauf der Jahrhunderte immer wieder unterbrochen, durch die Einbeziehung von Söldnern (bereits zu Zeiten der Renaissance und des Dreißigjährigen Krieges) bzw. privaten Militärunternehmen, durch »Verselbständigungstendenzen des Militärs« (S. 65) oder durch eine traditionelle Einbeziehung nichtstaatlicher Akteure (Fremdenlegion in Frankreich). Des Weiteren spricht der Autor in diesem Zusammenhang das Problem der Demobilisierung und gesellschaftlichen Reintegration von ehemaligen Soldaten an. In einem dritten Unterkapitel (»Jahrhundert der Kriege«) wird ein Überblick über die beiden Weltkriege, die Dekolonialisierungskriege sowie die aus diesen Kriegen resultierende Machtverschiebung gegeben. Anhand dieser Beispiele wird anschaulich gezeigt, wie sich das Kriegsgeschehen im Verlauf des 20. Jahrhunderts gewandelt hat.

In einem dritten Teil (»Krieg und Raum«) untersucht der Autor verschiedene räumliche Dimensionen des Krieges sowie die Bedeutung von Grenzen, Zeit, Territorialität und Raumgewinn. Er erklärt, dass Kriege oftmals zum »Schutz des eigenen oder zur Eroberung fremden Territoriums geführt« wurden und dass Herrschaftsansprüche ohne eine breite räumliche Basis kaum durchzusetzen seien (S. 73). Voigt zeigt, wie sich das räumliche Denken in den vergangenen Jahren verändert hat und welche Bedeutung dem Weltraum sowie

Stützpunkten außerhalb des eigenen Territoriums beigemessen wird. Diese Entwicklung wird durch die aktuellen Verhandlungen über die Beibehaltung des amerikanischen Stützpunktes in Kyrgyzstan bestätigt. Ein erstes Unterkapitel beschäftigt sich mit der Entwicklung und Bedeutung von Geopolitik, der Tragweite geostrategischer Entscheidungen und der Verbindung von Raum, Zeit, Mobilität und Wahrnehmung. Besonders interessant sind die Ausführung zum »gefühlten«, virtuellen Raum durch die Veränderungen von Entfernung und Erreichbarkeiten auf der einen Seite und das tatsächliche Verschwinden real existierender Grenzen auf der anderen Seite (S. 81 ff). In einem zweiten Unterkapitel wird gezeigt, wie sich der Stellenwert des staatlichen Territoriums, der Hoheitsgewässer, der Weltmeere, des Luftraums und des Weltraums in den vergangenen Jahrhunderten verändert hat.

Der vierte Teil widmet sich der Symmetrie von Kriegen, beruhend auf der westfälischen Staatenordnung und den Prinzipien der Gleichrangigkeit und Gleichberechtigung. Als Charakteristika für den symmetrischen Krieg nennt Voigt die »Hegung des Krieges durch völkerrechtliche Regeln« und die Beendigung eines Krieges durch einen Friedensvertrag (S. 95). Der Autor stellt ausführlich dar, wie der symmetrische Krieg zur Machtakkumulation genutzt wird und diskutiert die theoretischen Ansätze Machiavellis und Clausewitz'. Die Relation zwischen Zweck, Ziel und Mittel wird ebenso untersucht wie die verschiedenen Akteursebenen im Krieg. Daran schließt sich eine Analyse unterschiedlicher Kriegsmotive an, die als Grundlage für eine Kategorisierung von Kriegen dienen (Imperiale Kriege, Wirtschaftskriege, Unabhängigkeits- und Einigungskriege, Revanchekriege, Überbevölkerungskriege). Voigt betont, dass Überbevölkerungskriege aufgrund der weltweiten demographischen Entwicklung, geringer Ressourcen und damit verbundener Migrationsbewegungen in der Zukunft eine größere Rolle spielen können. Abschließend wird ein detaillierter historischer Überblick über verschiedene symmetrische Kriegsformen gegeben und gezeigt, wie sich der Staatenkrieg vom Kabinettskrieg über den Volkskrieg zum totalen Krieg entwickelte.

Der Symmetrie von Kriegen wird in Teil 5 die Asymmetrie von Kriegen gegenübergestellt. Voigt untersucht das Ungleichgewicht zwischen Akteuren, die Nutzung neuer Raumdimensionen in der

Kriegsführung und die Entwicklung neuer Strategien, die sich auf die Zentren der gegnerischen Macht fokussieren, die Verwundbarkeit des Gegners erkennen und durch einen gezielten Schlag eine Umkehr des Ungleichgewichts anstreben. Voigt legt den Schwerpunkt auf asymmetrische innerstaatliche Kriege und untersucht den Bürgerkrieg, den Partisanenkrieg und den Identitätskrieg. Er betont, dass in allen drei Fällen die »Grenzen zwischen militärischer und nichtmilitärischer Gewalt verwischt« werden (S. 142). Voigt analysiert die jeweiligen Motive, die Kriegsführung, die Organisation der Akteure, die Kriegsökonomien sowie die Rolle der Bevölkerung. In einem zweiten Abschnitt widmet sich Voigt dem Zusammenhang zwischen Krieg und Terrorismus. Die Merkmale, die Voigt definiert, können wie folgt zusammengefasst werden: Terrorismus beinhaltet eine vorätzliche und systematische Anwendung von Gewalt, die punktuell eine psychische Wirkung auf andere als die physisch getroffenen Opfer erzielen soll. Die Gewaltanwendung erfolgt asymmetrisch, um einen politischen Zweck durchzusetzen und ist Teil einer globalen Kommunikationsstrategie (S. 157 ff.). In diesem Zusammenhang wird eine Problematik allerdings nur mit einem kurzen Satz angesprochen, ohne dies weiter zu thematisieren (S. 160): Terrorismus und Krieg sind verschiedene Phänomene. Beim Terrorismus ist die Gewaltanwendung einseitig, es handelt sich um eine Strategie – auch wenn die Bezeichnung »War on Terror« suggeriert, dass es sich beim Terrorismus um einen wechselseitigen Prozess handeln könnte. Ein Krieg entsteht durch den Akt der Verteidigung gegen einen Angriff, dies ist bei terroristischen Angriffen aufgrund der »Unsichtbarkeit des Feinds« (S. 162) nicht möglich. Da Terrorismus auch an vielen anderen Stellen im Buch als Beispiel angeführt wird, wäre es wünschenswert gewesen, näher auf diese Unterscheidung einzugehen. Der Teil 5 widmet sich abschließend dem Zusammenhang zwischen Krieg und Frieden, unter anderem der Einhegung und Prävention von Kriegen, der Frage nach moralischen Kriegen und dem »ius ad bellum« sowie der Thematik der humanitären Interventionen.

Der sechste Teil analysiert die Wichtigkeit von Informationen im Krieg und zeigt, wie sich das Kriegsbild durch die Rolle der Medien, die öffentliche Meinung und die Bedeutung des Internets gewandelt hat. Durch diese verschiedenen Multi-

plikatoren entwickeln sich ganz unterschiedliche Sichtweisen auf das Kriegsgeschehen. Der Autor betont, dass die Kontrolle von Informationen eine »wichtige Machtressource« (S. 197) sei. Voigt geht auf die Bedeutung der Propaganda, der Informationsbeschaffung und auf die Möglichkeiten der Überwachung ein. In einem ersten Unterkapitel untersucht er den Informationskrieg und definiert diesen als »umfassende Störung des Informationsflusses der gegnerischen Seite mit dem Ziel, den Gegner möglichst kampfunfähig zu machen« (S. 203). Anhand des »Cyberwar« zeigt Voigt, wie einfach ein Angriff auf geheime Daten über das Internet ist und wie in der Folge zivile und militärisch genutzte Informationssysteme funktionsunfähig gemacht werden können. In einem zweiten Unterkapitel wird gezeigt, wie durch die Wortwahl, die Besetzung von Begriffen, die Verharmlosung oder Übertriebung oder auch durch Zensur eine Beeinflussung der öffentlichen Meinung erfolgen kann. In einem dritten Unterkapitel geht der Autor auf den »Krieg der Bilder« ein und verdeutlicht anhand zahlreicher Beispiele, dass Bilder eine ganz eigene Sprache sprechen, »weit stärker und unmittelbarer als Worte« wirken (S. 226) und bestens zur Manipulation oder Desinformation geeignet sind.

Im siebten Teil werden die wichtigsten Instrumente zur Führung von Kriegen diskutiert. Gleich zu Beginn wird betont, worauf es ankommt: »Je besser die Soldaten ausgebildet, je wirkungsvoller die Waffensysteme, je effizienter die Industrie und je unproblematischer die Finanzierung ist, desto mehr Siegesaussichten scheint eine Streitmacht zu haben« (S. 237). Zunächst wird im ersten Unterkapitel ein detaillierter Überblick über diverse reguläre und irreguläre Kriegsakteure gegeben. Unter anderem geht Voigt ausführlich auf die Modernisierung der Streitkräfte ein und diskutiert anschließend die Bedeutung von Partisanen, Söldnern, privaten Militärunternehmen, »Urban Warriors« (S. 256), Kindersoldaten und Warlords. In einem zweiten Unterkapitel stellt der Autor dar, wie sich die Kriegstechnik im Verlauf der Jahrhunderte in rasanter Geschwindigkeit entwickelt hat. Abschließend wird gezeigt, wie Kriege finanziert werden, welche Kosten entstehen und welche verschiedenen Finanzierungsquellen genutzt werden (Staatshaushalt, Kriegssteuern und Schutzgelder, Plünderungen, Finanzierung durch Diaspora oder ausländische Regierungen, Missbrauch humanitä-

rer Hilfslieferungen, Abbau von Bodenschätzten, Drogenhandel).

Rüdiger Voigt gibt einen umfassenden historischen Überblick über die verschiedenen Erscheinungsformen und Elemente des Krieges, der mit anschaulichen Beispielen untermauert wird und in dieser Form eine wichtige Lücke schließt. »Krieg ohne Raum« liest sich wie ein Handbuch der Kriegsforschung: dem Werk kann eine Vielzahl von Informationen entnommen werden und der Leser wird angeregt, sich vertieft mit einzelnen Aspekten auseinanderzusetzen.

Eva Strickmann

Joyce Marie MUSHABEN: The Changing Faces of Citizenship. Integration and Mobilization Among Ethnic Minorities in Germany. New York/Oxford: Berghahn Books 2008, 60,99 EUR.

Ähnlich wie bei der Supervision im pädagogischen Bereich oder in der externen Unternehmensberatung verhält es sich auch mit Studien auswärtiger Politikwissenschaftler über das bundesdeutsche politische System: Gerade das fehlende operative Wissen über interne Vorgänge und ihre Genealogie ermöglicht einen unverstellten Blick auf Zusammenhänge, die einem Beteiligten verborgen geblieben wären. Die an der University of Missouri in St. Louis lehrende Politikwissenschaftlerin und Gender-Forscherin Joyce Marie Mushaben hat offenbar die Einwanderungsgesellschaft der USA im Hinterkopf, wenn sie die Integrationspolitik der Bundesrepublik Deutschland als restriktiv und anachronistisch beschreibt. Als externe Beobachterin findet sie erstaunliche Parallelen im Lebensstil und im Lebensgefühl gleichaltriger Deutscher und TürkInnen der jüngeren Generation. Zudem deckt sie Paradoxien im Umgang mit Migranten auf, etwa die Erwartung, sich an eine deutsche Leitkultur zu assimilieren, die zu definieren oder zu akzeptieren selbst den meisten ethnisch Deutschen bereits schwer fällt. Ihre Untersuchungen basieren dabei auf dem Konzept des sozialen Kapitals nach Putnam, dessen Ausbildung für eine funktionierende Demokratie notwendig sei, das sich aber nur auf der Basis einer positiven Gruppenidentität entwickeln könne. Dementsprechend ist auch das zugrunde liegende Verständnis von Staatsbürgerschaft sehr breit und umfasst Rechte,

Pflichten, aber auch politische Partizipation und Identität.

Das Buch beginnt mit einer historischen Aufarbeitung der Migration nach Deutschland, der bundesdeutschen Migrations- und Integrationspolitik und des Wandels des Staatsbürgerschaftsbegriffes bis in die jüngste Vergangenheit. Dabei folgt die Kapitelaufteilung der klassischen Unterscheidung in Arbeitsmigranten, (Spät-)Aussiedler und Flüchtlinge. Aufgelockert wird die detaillierte Darstellung der Geschichte, Rechtslage und statistischen Daten durch zahlreiche Beispiele, persönliche Schicksale und Zitate einzelner Migranten. Fazit aller drei Kapitel ist, dass die staatliche Migrationspolitik, insbesondere die lange Zeit fehlenden Integrationsmaßnahmen und die gesellschaftliche Diskriminierung von Migranten für mangelnde Integrationserfolge verantwortlich sind und zu Entfremdung, Misstrauen und gesellschaftlichem Rückzug geführt haben. Im fünften Kapitel zeigt die Autorin am Beispiel von ethnischen Enklaven in Berlin-Kreuzberg überraschende Integrationserfolge abseits der staatlichen Politik. Ihr besonderes Forschungsinteresse richtet sie dabei auf »ethical entrepreneurship«: Im Gegensatz zu traditionellen Migrationsforschern sieht sie das Phänomen der zahlreichen von Migranten gegründeten Firmen und Geschäfte nicht primär in einer Reaktion auf Arbeitslosigkeit und Diskriminierung, sondern vielmehr als aktive Strategie einer auch finanziell erfolgreichen Lebensführung. Sie untersucht zudem ethnische Organisationen und kommt wie andere Studien – beispielsweise aus den Niederlanden – zu dem Ergebnis, dass eine Mitgliedschaft in Migrantenorganisationen die politische Partizipation in der Aufnahmegerüllschaft nicht etwa hemmt, sondern eher fördert. Zudem zeigt sie, dass kein Zusammenhang zwischen Integrations- und Partizipationsbereitschaft und angenommener deutscher Staatsbürgerschaft besteht, dass vielmehr die Gruppe der Aussiedler, von denen die meisten einen deutschen Pass besitzen, eher eine Parallelgesellschaft aufgebaut hat als die türkischen Migranten. Das Buch endet mit einer Darstellung gelungener Integrationsprojekte in Stuttgart und Frankfurt/Main sowie einem Exkurs über islamisches Leben in der Großstadt.

Die Stärke des Buches liegt sicherlich nicht in der Makro-Analyse der bundesdeutschen Migrations- und Staatsbürgerschaftspolitik; dieser Teil enthält wenig Neues, zudem scheint die Empö-

lung der Autorin über die staatliche und gesellschaftliche Exklusion von Migranten zu stark durch. Die wirkliche Stärke liegt in der Mikro-Analyse neuer sozialer Beteiligungsformen, die in etablierten Migrantenvierteln in Berlin entstanden sind und in der sehr detaillierten Darstellung des Lebensgefühls sowie der Einstellungen junger Berliner mit Migrationshintergrund. Hauptsächlich ist das Buch jedoch ein engagiertes Plädoyer für eine inklusive Staatsbürgerschaftspolitik, für eine »Staatsbürgerschaft mit menschlichem Antlitz«.

Werner Weidenfeld

Günter SEUBOLD: *Der ideale Körper: Philosophische Reflexionen über die Machtergreifung der Körpertechnologien*, Bonn: DenkMal Verlag 2008, 150 Seiten, 17,90 EUR.

Im Oktober 2008 gab das britische Parlament mit satter Mehrheit grünes Licht für die Züchtung von Chimären, Hybridebildungen aus Mensch und Tier, im Rahmen von Stammzellforschung und -entwicklung. Einigen Medien war dies zwar eine Nachricht wert, aber für Aufsehen in der Öffentlichkeit hat es nicht gesorgt. Schon als 2007 im Deutschen Bundestag die neue »Stichtagsregelung« verabschiedet wurde, gab es kaum noch kritische Stimmen von außerhalb. In Gentechnik und Reproduktionsmedizin, so sieht es aus, haben die Macher auf breiter Front den Durchmarsch angetreten.

Da lässt es aufhorchen, wenn eine qualifizierte Einzelstimme dennoch Einwände geltend macht. In seinem im DenkMalverlag erschienenen Buch unter dem Titel *Der ideale Körper* reflektiert der Bonner Hochschullehrer Günter Seubold über die (so der Untertitel) »Machtergreifung der Körpertechnologien«. Man mag den politisch konnotierten Ausdruck »Machtergreifung« für überzogen halten, um einen kulturellen Übergriff handelt es sich bei den mit lizidier Begrifflichkeit kenntlich gemachten Tendenzen allemal. Entlang drastischer Beispiele zeigt der Autor auf, wie der quasi chirurgische Eingriff in die Kultur des Körpers die Norm eines »idealistischen Körpers« aufrichtet, in der sich die bislang gültigen Wertmaßstäbe gleichsam wie der Schnee von gestern in der aufgehenden Sonne einer schönen neuen Gesundheits- und Fitnesswelt auflösen.

Was nach Seubold zu denken gibt, ist der körpertechnologisch in Angriff genommene »Umbau des Menschen, wie wir ihn in religiöser wie in philosophischer Überlieferung zu sehen gewohnt sind, von einem Geistwesen zu einem reinen Körpewesen. »Nulla salus extra corporem« lautet im Idiom der Tradition gesprochen die körpertechnologische Devise: Der Mensch ist, inklusive Geist und Denken, seine verkörperte Biomasse, nichts sonst. Mit diesen Pfunden muss er wuchern, andere hat er nicht. Zum Beispiel statt Erziehung immer häufiger Manipulation des Körpers. Nicht nur der Zappelphilipp bekommt sein Ritalin, clevere Eltern geben es schon mal ihren »normalen« Sprösslingen, werden diese dadurch doch »noch aufmerksamer«, und ganz ohne erzieherische Umwege über so altackene Fiktionen wie Geist oder Seele.

Und was heißt auch schon »normal«, wo es allerorten um Optimierung geht. Nicht nach der »werde der du bist« im Sinne eines tradierten Bildes vom Menschen (z. B. der »Gottesebenbildlichkeit«) werde mehr gehandelt; zunehmend gehorche man, so Seubold, einem bildlosen Optimierungsimperativ, der fordert, »werde derjenige, der du nach dem Stand körpertechnologischer Machbarkeit sein kannst«. Eine Selbstermächtigung ins Unabsehbare...

Aber tritt hier nicht die Ethik auf den Plan? Eine nicht länger alarmistische, vielmehr flächendeckend in Kommissionen institutionalisierte Ethik, die nur umso zuverlässiger dem Zauberlehrling auf die Finger schaut. Seubold beobachtet das genaue Gegenteil, und zwar, dass der Ethikbetrieb je schon auf der Menschenbildfolie derer operiert, die er kontrollieren soll. Weshalb er ihre Begehrlichkeiten eher legitimiert und sanktioniert und im vorliegenden Fall den Ethiker zum Erfüllungshelfer der körpertechnologischen Mobilmachung verdamme. Allerdings überzeugt das harsche Urteil nicht ganz: Mag eine ethische Expertise im Einzelfall auch schon einmal der »normalen« Kraft des Faktischen, sprich der körpertechnologischen Machbarkeiten, nachgeben; das harsche Urteil über den Ethikbetrieb überzeugt auch deshalb wenig, weil außer Acht bleibt, dass jenes Normative, das durch die Körpertechnologien in Frage gestellt wird, selber keine fixe Größe ist, weder historisch noch im Kulturvergleich. Es weist somit seinerseits schon auf eine gewisse Wandelbarkeit auch der ethischen Wertmaßstäbe hin und lässt

diese Möglichkeit nicht a priori als illegitim erscheinen.

Zu Recht jedoch weist Seubold hegemoniale Ansprüche zurück: Die Körpertechnologien gerieren sich, so sein Fazit, als seien sie nicht eine Praktik neben anderen, sondern *die* Praktik, »die Religion, die keine anderen Religionen neben sich duldet«. Freilich verschweigt Seubold nicht, dass es etwas gibt, das dieser Einsicht nicht gerade förderlich ist: In einem der philosophisch hintergründigsten Abschnitte seines Buches zeigt er anhand der Feuerbachschen Religionskritik, dass die körpertechnologische Option für absolute physische Immanenz nicht nur radikaler Traditionsbruch bedeutet, sondern indem sie sich auf die Ethik des Heilens beruft, zugleich auch an traditionelle Moralvorstellungen, wie etwa das in Gott verankerte Liebesgebot, anknüpft.

Dennoch gibt es für Seubold keine Alternative zum Bemühen um eine konsequente Relativierung der verabsolutierten körpertechnologischen Sicht des Menschen. Der bisweilen legitime Anspruch von Individuen, durch neueste biomedizinische Verfahren von einem konkreten Leiden befreit zu werden, müsse unterschieden werden von der Anmaßung der Körpertechnologien, uns alle mittels physischer Rundumtherapie von jedwedem Leiden zu erlösen und mit idealischen Körpern auszustatten. Allein die Einsicht in die Notwendigkeit und Verbindlichkeit dieser Unterscheidung steht uns nach Seubold heute offen, nicht die Rückkehr zu einem philosophisch oder religiös frommen Menschenbild. Sinngemäß sagt er: Hier unser kulturelles Erbe, da die körpertechnologische Versuchung, es in den Wind zu schlagen – nun denk einmal nach! – Es wäre zu wünschen, dass dieser Denkanstoß gelegentlich auch dort fruchtet, wo der »Wille zum Machen« anscheinend keinen Raum mehr zum Denken lässt.

Hans-Willi Weis

Johannes ANGERMÜLLER: Nach dem Strukturalismus. Theoriediskurs und intellektuelles Feld in Frankreich, Bielefeld: transcript Verlag 2007, 286 S., brosch., 28,80 EUR.

Der Titel des Buches liest sich wie ein geschicktes Täuschungsmanöver. Ohne dass der für seine wissenschaftliche Ziel- und moralische Wertlosigkeit berüchtigte Poststrukturalismus beim Namen ge-

nannt wird, liegt beim zweiten Blick auf der Hand, dass es genau um diesen gehen muss – und eben nicht um den etwas seriöseren, methodisch strengen Strukturalismus, wie man zunächst glauben könnte. Doch unterliegt man dieser Täuschung nur, wenn man zuvor schon dem Irrglauben verfallen ist, es handle sich jeweils um relativ stabile wissenschaftliche Paradigmen, und Angermüller zögert nicht, dieses Missverständnis aufzuklären. Er zeigt auf, dass es sich um Etiketten handelt, deren Entstehen stärker von der – letztlich zufälligen – Rezeptionsgeschichte abhängt als von tatsächlich geteilten wissenschaftlichen Grundüberzeugungen. Man mag nun einwenden, dass diese Feststellung nur geringen Neuigkeitswert hat und einen bei der näheren Untersuchung von pauschalierenden Etikettierungen stets der Schwindel packt. Doch es ist gerade für den Fall der »french theory« heilsam, genau daran zu erinnern, und für Angermüller ist das auch nur der Ausgangspunkt der Untersuchung.

Es wird zunächst (ausgehend von Bourdieu'schen Begriffen) thematisiert, wodurch das »intellektuelle Feld« in Frankreich in den 60er und 70er Jahren bestimmt war und welche Institutionen, Netzwerke und politischen Entwicklungen in diesem Feld als bestimmende Kräfte gewirkt haben. Spannend ist das, weil gezeigt werden kann, dass diese Produktionsbedingungen des intellektuellen Diskurses auch deutliche Spuren in den Theorien hinterlassen haben. Im Anschluss an diesen übergreifenden Teil der Untersuchung wird daher ausgehend von diskurstheoretischen Ansätzen überprüft, welche Analysemethode geeignet ist, um diese Verbindung zwischen Text und Kontext herauszuarbeiten. Die lesenswerte Darstellung der Entwicklung der Diskurstheorie zeigt auf, welcher Reichtum an Ansätzen hier inzwischen vorliegt und worin jeweils die spezifischen Probleme dieser Ansätze bestehen. Darauf gründend wird die Entscheidung für die Methode der Aussagenanalyse getroffen, die schließlich unter Rückgriff auf das formale analytische Modell der skandinavischen Theorie der linguistischen Polyphonie (ScaPoLine) sowie Überlegungen von Kerbrat-Orrecchioni auf kurze Textabschnitte von Foucault, Lacan, Althusser, Derrida und Sollers angewendet wird. In der in diesen Abschnitten aufgezeigten Vielstimmigkeit offenbaren sich dann die Bezüge zu den verschiedenen Kontexten. Wiederum gilt: Die Diagnose für sich genommen ist keine Überra-

schung – gerade wer sich mit den ersten vier der genannten Autoren beschäftigt hat, wird das Unbehagen kennen, das über weite Strecken die Lektüre begleitet und sich aus dem Oszillieren zwischen Unverständnis (»Worauf spielt er denn hier nur wieder an?«) und Erleuchtung ergibt. Überraschend ist jedoch, dass es Angermüller gelingt, mit dieser stark formalisierenden Methode aufzuzeigen, weshalb die Texte auf diese Art und Weise wirken. Sie ermöglicht es, das, was der Interpret synchron leistet, in Einzelschritte zu zerlegen und die polyphonen Aussagen für sich genommen auf die Kontexte zu beziehen. Man kann dem Autor nur dankbar sein, dass er die staubtrockenen Ergebnisse dieser Analysen stets im nächsten Atemzug in schillernde Bilder von Schlachten oder Sportereignissen überführt, in denen die unterschiedlichen Stimmen des Diskurses sich als Akteure materialisieren. Freilich, nicht immer sind die Analysen bis ins letzte Detail überzeugend. Doch die Nüchternheit, mit der sie durchgeführt werden, stünde jedem Adepten und so manchem Interpret von politiktheoretischer Texte sehr gut zu Gesicht. Allein der lakonische (und gewiss nicht boshart gemeinte) Verweis darauf, dass Derrida als Philosoph eben immer mit »zeitlosen« Aussagen operieren müsse, ist ein wissenssoziologischer Tiefschlag für alle Dogmatiker des dekonstruktiven Denkens. Doch auch die analytische Abgrenzung von Sollers als Reproduzent der von anderen produzierten Theorien, der das »work in progress« der Produzenten kanalisiert und fixiert, um es vulgarisieren zu können, scheint fruchtbar zu sein. Insbesondere das hier vollzogene methodische Umschwenken von der Aussagenanalyse auf die Erzähltheorie dürfte für die Analyse politiktheoretischer Texte insgesamt anschlussfähig sein: Der bei Sollers geronnene avantgardistische Diskurs der Antihumanisten kann als Narrativ aufgefasst werden, das nicht mehr ständig durch Polyphonia destabilisiert wird.

Es wäre im Anschluss an diese Überlegung zu fragen, ob nicht auch die Produzenten selbst mitunter in der Rolle der Reproduzenten ihrer eigenen Theorien auftreten und diese als stabiles Narrativ präsentieren (z.B. in Interviews, die wohl aus diesem Grund oft einen sehr guten Zugang zu ihrem Denken gewähren). In jedem Fall zeigt die Untersuchung, dass es ein reichhaltiges und fruchtbare Instrumentarium gibt, das bei der Analyse Anwendung finden kann. Man darf ins-

besondere dem Fachbereich »Politische Theorie und Ideengeschichte« nur wünschen, dass er sich in dieser methodenhörigen Zeit mitunter darauf besinnt und auch nicht vergisst, dass selbst die Auseinandersetzungen mit politischen Theorien der Gegenwart einen wissenssoziologischen Abgleich vertragen können.

Holger Zapf

*Pieter M. JUDSON: *Guardians of the Nation. Activists on the Language Frontiers of Imperial Austria*. Cambridge/London: Harvard University Press 2007. 332 S., 55,00 US-\$.*

Ziel der Untersuchung ist, am Beispiel des Vielvölkerstaates der Habsburger Monarchie das Nationalisierungsphänomen zu rekonstruieren. Versucht wird dies durch Fallstudien, die sich auf Süd-Böhmen, die Süd-Steiermark und Süd-Tirol beziehen. Der analytische Fokus ist die sogenannte Sprachgrenze. Diesen Topos weist der Verfasser als eine ideologische Konstruktion aus, die von einzelnen Politikern und von Organisationen durch entsprechende Propaganda vorangetrieben wurden. Obwohl Sprache als Medium nationaler Identitäten Gegenstand zahlreicher akademischer Symposien ist, will Judson zeigen, dass es die Nationalisten selber waren, die diesen Topos kreierten: Erst später erregte er das Interesse der Forcher.

Dies vorausgesetzt, ist die »Sprachgrenze« als Rahmen von ethnischen Säuberungen und nationalistischen Gewalttaten mit Genozidcharakter nach Judson nicht aus der Immanenz der untersuchten Regionen zu erklären. Vielmehr unterschieden sich die untersuchten Fallbeispiele in ökonomischer, politischer, sozialer und kultureller Hinsicht gravierend, so dass entsprechend auch die nationalistischen Konflikte deutlich unterschiedlich akzentuiert waren. Doch deren Darstellung durch die nationalistischen Aktivisten ließ sie austauschbar als Kriegsschauplätze des 20. Jahrhunderts erscheinen. Demgegenüber kommt der Verf. zu dem Schluss, dass es durchaus fraglich erscheint, ob die Bewohner der untersuchten Regionen jemals nationalistisch waren oder es geworden sind.

Die vorliegende Studie hat einen aktuellen Bezug, wenn man an die ethnischen Säuberungen im ehemaligen Jugoslawien der 1990er Jahre denkt.

Doch methodologische Mängel sind unübersehbar. Die Fallbeispiele Süd-Böhmen, Süd-Tirol und Süd-Steiermark begründet der Autor nicht weiter. Über ihre Repräsentanz in der Nationalitätenfrage während der Habsburger Monarchie bleibt der Leser folglich im Unklaren. Der Verfasser informiert den Leser nicht über den Stand der Forschung. Er unterlässt es daher auch, die Forschungslücke aufzuzeigen, die seine Studie füllen will. Ein Rekurs auf Otto Bauers zeitgenössische Studie zur Natio-

nalitätenfrage ist nicht erkennbar. Das in dieser klassischen Arbeit vorhandene historische und analytische Potenzial bleibt also zum Nachteil der Untersuchung ungenutzt. Und schließlich stellt uns der Autor einen Nationalismus ohne Massen vor. Wie ein solcher als reines Intellektuellenkonstrukt zu einem politischen Faktor werden kann, bleibt ungeklärt.

Richard Saage

Kommunikation in Politik und Wirtschaft



Keine Angst vor Politikmarken!

Evolution und Enttabuisierung eines gesellschaftlichen Phänomens
 Von Nicole Marianne Grünewald
*2009, Band 1, 362 S., brosch., 59,- €,
 ISBN 978-3-8329-4205-2*

Politikmarken sind in der politischen Praxis ein sehr umstrittenes Thema. Die Autorin weist nach, dass es trotz öffentlicher Tabuisierung bereits seit den 60er Jahren zur Ausprägung von Politikmarken kommt. Sie fordert, professionelle Markenkommunikation als legitime und Erfolg versprechende Methode auch in der Politik zu akzeptieren und zu kommunizieren.

Bitte bestellen Sie im Buchhandel oder
 versandkostenfrei unter ► www.nomos-shop.de

